

hier oben unter in einer so herb wehen Herrlichkeit, wie sie nur in der Rhön untergeht. Er liebt das Bild; so ging auch ihm die Sonne des Glücks einst unter ... Im Westen wohnte es, dort hinten versteckt, wo die Thürme der alten Bonifatiusstadt wie mahnende Fingerzeige gen Himmel ragen, dort, wo die Sonne glühend hinter den Bergen versinkt ...

Doch er hat entsagen gelernt. Seine Seele hat den Frieden in Gott gefunden. —

\* \* \*

Der Sommer ist vorübergegangen. Ein Spätherbsttag ist's, ein wundervoller, klarer Sonntag mitten im Oktober. Ein außergewöhnlich schöner Herbst war dies Jahr der Welt beschieden und lockte noch immer Wanderer hinauf zum heiligen Berge. Die Sonne leuchtete noch einmal mit großer Wärme über den Rhönbergen, als sollten sie für die langen, dunklen Wintertage entschädigt werden. Wehmüthige Abschiedsstimmung wehte durch die erstorbene Natur.

In seiner ärmlichen Zelle sitzt Bruder Severus, das Brevier aufgeschlagen und liest. Ein hartes Bett, ein Stuhl, ein Tisch aus Eichenholz, an der Wand ein Kreuzifix, ein paar Heiligenbilder, bilden den ganzen Inhalt der düstern Zelle. Sein Pfortneramt giebt ihm heute wenig zu thun. Seit Mittag ist kein Gast mehr oben gewesen. Am Morgen war es neblig, die Sonne ist erst gegen Mittag durchgebrochen. Ueberdies war es Oktober, die Besuche wurden immer spärlicher. So konnte er sich heute beschaulichler Andacht widmen.

Da wird er durch Gebell der Klosterdoggen unfaust in seiner Ruhe gestört. Die Thürglocke läutet. So müssen doch noch Gäste gekommen sein, die den schönen Herbstsonntag ausnutzen wollen, denkt er für sich. Ruhig, ohne Hast und Neugier nimmt er den Schlüsselbund, schlappt langsam die Treppe hinunter und öffnet. Da steht vor ihm eine kleine Schaar von Damen und Herren in heiterem Frohsinn, die Wangen von der frischen Herbstluft geröthet, und schaut ihn neugierig an.

„Grüß Gott, lieber Bruder, können wir Einlaß finden im Kloster?“

Sein Blick ist ganz ruhig, fast gleichgiltig. „Gott segne Eueren — —“ doch da erstirbt ihm das Wort auf der Zunge. Ein junges Weib mit rosigem Antlitz und blondlockigem Stirnhaar unter dem breitrandigen Hut schaut ihm mit ihrem holdseligen Blick gerade in die Augen. Er senkt sein Haupt, den Blick zur Erde gerichtet, merkwürdig verlegen, und schweigt. Er weiß nicht, was beginnen. Ein jäher, alle Nerven und Pulse durchzuckender Schmerz ergreift ihn. „Cäcilie! Cäcilie!“

schreit es in ihm. „Sie ist es ... Sie kommt ... ich muß sie wiedersehen ...“ Alle dunklen Bilder der Vergangenheit verschwinden in ihm, ihre Lichtgestalt tritt ihm verklärend entgegen. Er starrt vor sich hin, lautlos bleibt er stehen, nicht fähig, nur ein einziges Wort zu sagen.

Ungeduldig steht das Häuflein im Vorhof und schaut den seltsamen Mönch fragend an, seine Scheu dünkt ihnen räthselhaft.

„Nun, lieber Bruder, weshalb so nachdenklich? Können wir nicht in ein warmes Zimmer kommen, wir frieren hier draußen.“

Die Worte reißen ihn aus seiner Betrachtung heraus. Er rafft sich auf. Langsamem Schrittes, mechanisch, geht er voran in dem dunkeln Klostergang und führt sie in das warme Gastzimmer. Mechanisch ladet er sie ein, es sich bequem zu machen, und erkundigt sich nach ihren Wünschen.

„Ein Glas Wasser, Bruder, ich verschmachte!“

Die Stimme erkannte er. Sein Herz bebt vor Angst und Entzücken. O Herr des Himmels, in hoher Schönheit und Anmuth strahlte sie mehr als je. Sie als Frau, den Blick voll inniger Liebe, am Arme eines Andern, hier oben im Kloster! Seine Verlegenheit wird noch größer. Er geht hinaus und bringt das Gewünschte, ein Glas frisches, krystallhelles Wasser. Er bringt es auf der flachen Hand, mit einer scheuen, ausweichenden Bewegung stellt er es gerade vor sie hin. Er fühlt ihre holde Nähe, ihm ist, als bestricke ihn ein betäubender Zauber. Sie dankt ihm mit einem süßen Lächeln und blickt ihn treuherzig mit ihren dunkelblauen Augen an. Wie im tödtenden Kampf zucken alle seine Nerven, ein nie gekanntes Schmerzgefühl zerreißt seine Brust, er möchte sie umarmen, sie an sich drücken, vergehen vor Sonne und Qual, — eine Minute dieser Seligkeit für ewige Marter der Hölle! Er liebt sie noch mit einer Gluth, die kein Gebet, keine Bußübung zu dämpfen vermag. Wie so ganz anders erschien ihm jetzt alles, wie thöricht, wie schal sein ganzes Leben ...

In einer Art wilder Verzweiflung rafft er sich gewaltsam zusammen, er nimmt sich vor, möglichst ruhig und unbefangen zu bleiben. Schweigend geht er zur Thür hinaus und trägt den Gästen von den Vorräthen der Klosterküche auf. Ruhig und selbstverständlich, als ob es nicht anders sein könnte, setzt er Teller und Speisen vor sie hin und ladet sie in seiner schlichten, herzlichen Weise ein, mit dem Vorlieb zu nehmen, was das Kloster ihnen bieten könne. Dann wendet er sich wieder der Thüre zu, er glaubt, daß er den Gästen in seiner düstern Stimmung lästig ist. Ihr Frohsinn quält ihn.